

selbständiges Fach in Schule und akademischem Unterricht zu etablieren, erklärt er mit der Bildungsautorität der Sprache, durch die auch der Geschichtsunterricht stets sprachlich vermittelt war. Ebenso betont Walther Ludwig in seiner Untersuchung des Bildungsprogramms bei Erasmus und Bernhard Schöfflerlin, daß die Historie stets im Kontext der ›studia humanitatis‹ gepflegt wurde und v. a. in der Lektüre und Interpretation von Texten antiker Historiker bestand, die reiches Anschauungsmaterial für detaillierte moralphilosophische und politologische Überlegungen boten. In ganz ähnlicher Weise charakterisiert August Buck das Verhältnis Macchiavellis zur Geschichte, für den sowohl die Lektüre antiker, v. a. römischer Historiker als auch seine eigenen Erfahrungen und Schlüsselerlebnisse in der krisengeschüttelten zeitgenössischen Geschichte Italiens die wichtigsten Erkenntnisquellen waren, aus denen er seine politischen Reflexionen ableitete und sein Ideal des ›principe nuovo‹ entwarf. Eine wichtige Ergänzung dieser Beiträge, die bislang in erster Linie der humanistischen Geschichtsauffassung, nicht der Geschichtsschreibung selbst gewidmet waren, liefert Klaus Maletke mit seiner Untersuchung der historiographischen und editorischen Tätigkeit des französischen Juristen Pierre Pithou. Das Beispiel Pithous, der die auf dem Gebiet des römischen Rechts erprobte historisch-kritische Methode der humanistischen Philologie auf die Felder des französischen Rechts und der mittelalterlichen Geschichte übertrug, zeigt die starken Impulse, die der historischen Forschung durch die Wirren und Konflikte der konfessionellen Bürgerkriege gegeben wurden, indem sie das methodische Bewußtsein bei der Auswertung von neu zugänglich gewordenen historischen Dokumenten schärften.

Die übrigen Beiträge dieses Bandes fügen dem Bild von Gestalt und Funktion der humanistischen Historiographie nur noch einige Facetten hinzu. Bodo Guthmüller widmet sich der italienischen Literaturgeschichtsschreibung, die seit der 1. Hälfte des 16. Jahrhunderts die volkssprachliche Literatur in das Zentrum ihrer Darstellung rückte. Jürgen Petersohn befragt Texte der italienischen Biographik auf typische Wahrnehmungsweisen und Erklärungsmuster für das Phänomen sozialen Aufstiegs. Am Beispiel der Konstruktion von Abstammungsfabeln und Ahnenfolgen weist er nach, daß der Aufsteiger nicht nur als autonomes Individuum, sondern als Vertreter einer familiären Gemeinschaft mit Vorfahren und Nachkommen in historischen Zusammenhängen gesehen wurde, indem sein Aufstieg als Rückkehr seines Geschlechts zu einem vormals besessenen gesellschaftlichen Rang erklärt wird (vgl. dazu ausführlicher in HZ 250, 1990). P. G. Schmidt fragt nach der Wahrnehmungsweise des Mittelalters bei den hessischen Humanisten und zeigt, daß die Beschäftigung mit dieser durchaus als eigene Epoche verstandenen Zeit nicht auf deren Erfassung zielt, sondern auf ihre Funktionalisierung als Folie für Polemik und Propaganda in aktuellen politischen Fragen. Hermann Goldbrunners Zusammenfassung des Buches von Ottavio Clavuot über die ›Italia Illustrata‹ des Flavio Biondo entschädigt den Leser nicht für das Fehlen einer entsprechenden Untersuchung für den deutschen Bereich. Ein Beitrag zur Gattung der historisch-topographischen Landesbeschreibung, die aufgrund des starken nationalen Impetus der deutschen Humanisten eine bedeutende Rolle in der humanistischen Geschichtsschreibung spielte, hätte in einem Sammelband dieser Thematik eigentlich nicht fehlen dürfen. Aber gerade die Disparatheit und thematische Beliebigkeit der letzten vier Beiträge zeigen, daß leider die von den Humanisten so gefürchtete Fortuna bei der Entstehung dieses Tagungsbandes auf Kosten seiner konzeptionellen Geschlossenheit zumindest ein wenig mitgewirkt hat.

*Birgit Studt*

GUSTAV SEIBT: Anonimo romano. Geschichtsschreibung in Rom an der Schwelle zur Renaissance (Sprache und Geschichte. Hg. v. Reinhart Koselleck und Karlheinz Stierle. Bd. 17). Stuttgart: Klett-Cotta 1992. 240 S. und 3 Abb. Geb. DM 98,-.

Die Chronik des ›Anonimo Romano‹, die bereits die ältere Forschung vor allem wegen der Figur und des Schicksals Cola di Rienzos beschäftigt hat, ist eine der anschaulichsten Quellen für das politische und soziale Leben im Rom des Quattrocento. Gleichzeitig stellt sie ein einzigartiges Zeugnis für ein unabhängiges Geschichtsbewußtsein in der von einer übermächtigen Vergangenheit geprägten Stadt dar. Angeregt durch die Neuedition Giuseppe Portas hat sie nun von Gustav Seibt eine historiographische Gesamtwürdigung erfahren. Seibts Ziel ist es, den hohen sprachlichen und literarischen Rang dieses lange verkannten »sprachliche[n] Kunstwerk[s] voll expressiver Schönheit und psychologisch raffinierter Menschendarstellung« herauszuarbeiten und anschaulich zu machen.

Durch komplizierte Befunde der Überlieferungsgeschichte, der Textkomposition und -tradition entzieht sich das Werk allerdings einer einfachen historischen, literarischen und gattungstypologischen

Einordnung. Abgesehen von der anonymen Verfasserschaft – Seibt konnte als Autor einen Vertreter des wohlhabenden römischen Bürgertums rekonstruieren, der den Typus des gebildeten städtischen Laien repräsentiert – wirft die bruchstückhafte Überlieferung, verbunden mit dem Phänomen einer erheblich, nämlich um knapp 200 Jahre verzögerten Rezeption zahlreiche interpretatorische Probleme auf. Hinzu kommt die singuläre Stellung des Werkes im zeitgenössischen Literatursystem: Sein Verfasser bezeichnete es als ›Chronik‹; inhaltlich ist es auch durchaus dem historiographischen Genre zuzurechnen, innerhalb dessen jedoch steht es ohne vergleichbare Parallele: Es gibt keine kommunale historiographische Tradition, an die es anknüpfen konnte. Seine eigenwillige Kompositionsform, die die Herstellung geschlossener, szenisch gestalteter Einheiten gegenüber dem chronologischen Verlauf anstrebt, die Wahl der Volkssprache und gleichzeitig der hohe Grad an Poetizität des Textes stellen zahlreiche Fragen nach der Intention des Autors, dem intendierten Publikum, literarischen Vorbildern und Einflüssen und der vorgesehenen Stellung und Funktion des Werkes in der zeitgenössischen literarischen Öffentlichkeit.

Für den Zugang zu dieser Chronik bedarf es daher eines hohen Maßes an methodischem Geschick, das Seibt unter konsequenter Verbindung historischer und literaturwissenschaftlicher Methoden unter Beweis stellt. Er bezieht sich neben Anregungen aus dem Auerbachschen ›Mimesis‹-Konzept in erster Linie auf die Diskussion über die sprachliche Konstitution von Geschichte und historischer Erfahrung, die seit 1970 im Umkreis von ›Poetik und Hermeneutik‹ geführt wird. Im Mittelpunkt der Analyse steht die immanente Textinterpretation, die mit vergleichender Betrachtung anderer Texte und Berücksichtigung bzw. erneuter kritischer Rekonstruktion des historischen Hintergrundes der erzählten Ereignisse konfrontiert wird. Die herausgearbeiteten Formen sprachlicher Ordnung von Wirklichkeit können mit diesem Verfahren sowohl als Produkt konkreter historischer Erfahrungen als auch literarischer Traditionen beschrieben werden. In dieser Perspektive erscheint die Chronik als ein literarischer Text, dessen Intentionen nur unter Mitberücksichtigung seines Inventars an sprachlichen Mitteln und gattungsinternen Konventionen bzw. normgebenden Mustern zu erschließen sind.

Seibt widmet sich daher zunächst Fragen der Komposition, der Darstellungsmittel und -methode, die er mit der Formel der ›literarisierten Augenzeugenschaft‹ umschreibt. Sie soll den Überschuß an literarischem Ornat ebenso wie das Verfahren der rhetorisch sorgfältigen Inszenierung von vergegenwärtigendem Erzählen brisanter, aktueller und außerordentlicher Ereignisse kennzeichnen. Seibt führt dies auf literarische Einflüsse verschiedenster Provenienz zurück – der antiken lateinischen Epik, der volkssprachlichen Erzählliteratur und Novellistik –, die dieses neuartige und einmalige Modell historischen Erzählens mitgeprägt haben. Unverständlich bleibt allerdings, inwiefern dies Literatur und Geschichte versöhnt habe; bestand im Mittelalter überhaupt die Notwendigkeit, diese miteinander zu versöhnen?

Bei der Untersuchung der Vorläufer und Vorbilder stößt man auf Schwierigkeiten, die Seibt zu der Erkenntnis kommen lassen, daß die Beziehung zu Vorbildern nicht auf literarischen Abhängigkeiten beruhe, sondern auf einem gemeinsamen Interesse. Dieses Problem stellt sich ihm um so mehr, da er nur unscharf zwischen Quellen als Materiallieferanten und Vorläufern, die als literarische Vorbilder oder formale Muster dienten, unterscheidet. Nachweise für die Benutzung und Erreichbarkeit möglicher Quellen sind kaum nachvollziehbar, möglicherweise auch gar nicht zu führen, weil in der Argumentation überlieferungskritische Überlegungen ganz ausgeblendet werden. Gelungen ist hingegen die Aufdeckung des intellektuellen Milieus als Entstehungshintergrund der Chronik, das v. a. durch die frühhumanistische Klassikerrezeption auch in der Volkssprache – an erster Stelle Livius – geprägt ist.

In fünf inhaltlichen Annäherungen an den Text fragt Seibt nach den spezifischen Wahrnehmungsformen der sozialen und politischen Umwelt bzw. der Geschichtsauffassung des Historiographen. In der Analyse der Haltung des Anonimo gegenüber der politischen und sozialen Gegenwart beschreibt Seibt den auffälligen Befund, daß jener zwar Cola di Rienzos Programm einer inneren städtischen Friedensordnung reflektiert und sogar dessen Verwirklichung anmahnt, den Plan einer imperialen Erneuerung des Römerreiches von seiner einstigen Hauptstadt aus jedoch mit ungläubiger und ironischer Distanz verfolgt. Seibt erklärt die Frage, warum der Anonimo diesen Teil des Programms völlig vernachlässigt, obwohl er dessen symbolische Details sorgfältig protokolliert, mit dem unvermittelten Aufeinanderprallen zweier völlig unterschiedlicher Zeichensysteme. Der Anonimo entschlüssele Rienzos Auftreten nicht nach der mittelalterlichen Liturgie sakralen Herrschertums als ein in hohem Maße symbolisiertes staatsrechtliches Handeln, sondern nach den ihm bekannten Formen des städtischen Rituals als ein festliches Spektakel, so daß ihm zwangsläufig die politischen Dimensionen des von Rienzo eindeutig vor einem falschen Publikum inszenierten Zeremoniells verschlossen bleiben mußten.

Bei der Beschreibung des Verhältnisses des Chronisten zur Vergangenheit arbeitet Seibt heraus, daß der

Anonimo sich nicht auf die von den zeitgenössischen Humanisten kanonisierte römische Antike beschränkte, deren Verbindlichkeit für die eigene Zeit nie angezweifelt wurde, sondern der Gegenwart die gleiche Dignität zuerkannte wie der monumental überlieferten Vergangenheit. Der Anonimo löste sich als einziger von Roms bedrückendem Schatten und rehabilitierte die empirisch und im Einzelfall wahrgenommene Zeitgeschichte als einen der historischen Erinnerung würdigen Gegenstand. Diese Auffassung spiegelt sich in der Personendarstellung des Anonimo, die Seibt mit der des Petrarca vergleicht. Während jener nicht von der normativen Vorbildlichkeit, die von den Helden der Vergangenheit verkörpert und beglaubigt wird, abweicht, geht dieser mit seinen psychologisierenden und bis ins physiognomische Detail reichenden Charakterzeichnungen weit über das Exemplarische hinaus. In der Chronik des Anonimo romano werde damit auch die exemplarische Übertragbarkeit der dargestellten Ereignisse fraglich; zu Ende gedacht – und das fordert den Widerspruch zu Seibt heraus – ist der Anonimo, und nicht Petrarca der »Historist«, sofern dieser Begriff auf diese Autoren überhaupt anwendbar ist. Denn die mitgeteilten Beispiele verweisen nur noch auf sich selbst, und nicht auf eine übergeordnete Norm, einen außerhalb der Geschichte liegenden allgemeinen Satz. Aber dieses Ergebnis betont letztlich einmal mehr die Singularität und Selbständigkeit dieses in vielen Zügen renaissancehaften Werkes.

Seibt ist es gelungen, sowohl ein ungewöhnliches historiographisches Modell des Quattrocento zu beschreiben, dessen Reiz vor allem in der ihm eigenen Poetologie der Zeitgeschichtsschreibung begründet liegt, als auch eine neue Darstellung der politischen Utopie des Cola di Rienzo aus der Perspektive des zeitgenössischen Rezipienten vorzulegen, die besser als andere geeignet ist, die Gründe für ihr Scheitern einsichtig zu machen.

*Birgit Studt*

MELANCHTHON'S BRIEFWECHSEL. Kritische und kommentierte Gesamtausgabe. Im Auftrag der Heidelberger Akademie der Wissenschaften hg. von Heinz Scheible. Band T 1: Texte 1–254 (1514–1522) bearb. von RICHARD WETZEL. Stuttgart–Bad Cannstatt: frommann holzboog 1991. 558 S. Ln. DM 351,-.

Der vorliegende Band ist der erste Textband in der auf drei Abteilungen (Regesten, Texte, Kommentare) angelegten Edition der Briefe Melanchthons. Wenn auch die von H. Scheible und W. Thüringer bearbeiteten Regesten, von denen bisher (1977–1988) sechs Bände erschienen sind, ein unentbehrliches Arbeitsinstrument für die Melanchthon-Forschung darstellen, so wird man es doch dankbar begrüßen, daß nun endlich ein Band mit Originaltexten, eine richtige Edition also, vorliegt. Er enthält die Briefe von und an Melanchthon aus dessen Tübinger (1514–1518) und ersten Wittenberger Jahren (bis 1522).

Jeder, der mit ähnlichen Arbeiten befaßt war, weiß, daß die kritische Edition von Texten, die in einer langen geistesgeschichtlichen Tradition stehen und deshalb mit den Zitaten und Gedanken dieser Tradition befrachtet sind, und die ihrerseits eine lange Wirkungsgeschichte initiiert haben, ein schwieriges Unterfangen ist. Jedes literarische Genus verlangt überdies von dem Herausgeber ein Eingehen auf seine besonderen Schwierigkeiten. Das Genus der Briefe zeichnet sich dabei durch eigene Tücken aus. Vergleichbare Editionen können verpflichtenden Charakter haben, können aber auch zeigen, wie man es nicht machen darf. Die Editionsmethode und die Grundsätze, in denen sie festgehalten ist, müssen dem Text dienen; sie dürfen auf keinen Fall zum Selbstzweck werden. Auf dem Hintergrund dieser mehr allgemeinen Erwägungen erweist sich der vorliegende Band als ein Meisterstück des editorischen Handwerks.

Die Editionsgrundsätze und ihre Durchführung sollen hier nicht im einzelnen referiert und gewürdigt werden. Einiges davon verdient jedoch besondere Beachtung, vor allem wenn der Herausgeber neue Wege in der Editionstechnik gegangen ist. Den einzelnen Nummern ist ein Vorspann vorangestellt, in dem die Überlieferung (Autographa, Handschriften eines anderen Schreibers, Abschriften, frühe Drucke) dokumentiert ist. Die Imitation der Abkürzungszeichen, die durch das elektronische Satzverfahren möglich geworden ist, ist eine drucktechnische Besonderheit, die nicht unbedingt notwendig zu sein scheint, zumal ja im Haupttext die Abkürzungen aufgelöst sind. Bei diesen Auflösungen werden Anfang und Ende der Ergänzungen durch kleine senkrechte Striche unten und oben in der Zeile gekennzeichnet: eine sachlich und drucktechnisch überzeugende Lösung, die Schule machen könnte.

Die Textvarianten werden in einem *dreifach gegliederten* textkritischen Apparat nachgewiesen. Apparat T stellt die verschiedenen Varianten und Konjekturen dar, ist also das, was man bisher unter einem textkritischen Apparat verstanden hat. Hinzu kommt, wenn die Überlieferung es möglich und erforderlich macht, ein Apparat E, in dem die Entstehung des betreffenden Briefes dokumentiert ist. Das ist immer dann der Fall, wenn ein Konzept oder ein korrigiertes Manuskript erhalten ist. Apparat W schließlich gibt